

Frankenberger Erzähler

Unterhaltungsbeilage zum Frankenberger Tageblatt

Nr. 8

Sonntag den 25. Januar

1920

Wo zwei Palmen einsam stehen!

Von Emil Heinz Warlich. (Nachdr. verb.)

Wo zwei Palmen einsam stehen,
Wo die Quelle silbern rinnt,
Wo vom blauen Azur wehet
Ueber Blumenweh der Wind.

Wo durchs dunkle Grün der Blätter
Goldene die Zitrone winkt
Und am Fuß der schlanken Zeder
Lorbeer sich und Myrthe schlingt.

Wo ein Rachen leicht sich wiegt
Und zum Horst der Adler fliegt,
Wo zwei Palmen einsam stehen
Dort laßt mich zur Ruhe gehen.

Der jungen Seele bittres Weh

Roman von Erich Friesen.

5

Nachdruck verboten.

Da faßte er stürmisch ihre Hände.
„Gott weiß, daß ich dir alles Gute wünsche, Zahide!“
flüsterte er in bebender Erregung. „Mein Leben gäbe ich
für dein Glück. Aber — —“

„Aber —? Aber — —?“

„Der Fürst Orsinsky und ich — wir sind eben grund-
verschieden. Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll.
Aber — er — — er — gefällt mir nicht!“

Das Wort war heraus, ohne daß er es wollte.

Zahide war sehr bleich geworden. Mit einem trau-
rigen, beinahe entsetzten Ausdruck in den großen braunen
Augen starrte sie ihn an.

Dann stürzte sie, ohne ein Wort zu sagen, davon.

Am Abend war die Villa Helios wieder leer von Gästen.
Automobile, Equipagen und Reitpferde hatten die ganze froh-
launige Gesellschaft, soweit sie nicht bereits in der verfloffenen
Nacht nach Kairo zurückgekehrt war, wieder davongesagt.

Selbst Fürst Alexander Orsinsky, der anfangs eine Woche
hatte bleiben wollen, war in seinem kleinen weißen Auto-
mobil davon — „plötzlich dringender Geschäfte“ wegen,
wie er mit bedauerndem Achselzucken und einem seiner tiefen,
hypnotisierenden Blicke in die Augen seiner Braut gesagt
hatte.

Am Abend — Zahide hatte sich frühzeitig in ihre Ge-
mächer zurückgezogen und Lante Davida schmollerte, in ihrem
Boudoir in einem orangefarbenen Hausgewand auf einer Otto-
mane ruhend, in einem französischen Sittentroman herum —
da faßte Winfried sich ein Herz und brachte das Gespräch
mit dem Onkel auf die Verlobung seiner Tochter.

Doch der brave Major war ebenso überschwänglich in
seinen Lobeshymnen auf den Fürsten. In solch rosentoter
Beleuchtung malte er das Zukunftsbild seiner Tochter an
der Seite dieses Mannes, daß Winfried einsah: hier war
nichts zu machen; auch der schlichte Sinn des guten Onkels
war bereits von den hochtrabenden Phrasen und dem auf-
getakelten Dünkel des fürstlichen Bräutigams umnebelt.

Und als er sich erlaubte, nach dem Vorleben, dem Cha-
rakter, den Grundsätzen des Fürsten zu fragen — da brauste
der Major ärgerlich auf:

„Nun seh' mir einer das Rücken an! Will über einen ge-
reiffen Mann von Welt urteilen und seine in den Kinder-
schuhen stehende Weisheit verzapfen! Verbrenne dir lieber

nicht den Schnabel, mein Junge! Mit dem Fürsten Alexan-
der Orsinsky ist nicht zu spaßen. Sein Charakter ist über
jeden Zweifel erhaben. Uebrigens —“ scharf blickte er seinen
Neffen an — „sollte Davida doch am Ende Recht haben und
du bist — eifersüchtig?“

Flammende Röte schoß in Winfrieds Stirn.

„Zahide ist meine Schwester, Onkel Roderich —“

„Na ja, das mein' ich auch,“ fiel der Major, rasch be-
sänftigt ein. „Also — nichts mehr davon!“

Und Winfried schwieg. Aber schwerer und schwerer
wurde ihm das Herz.

Gespensisch ragten die dunklen Zypressen zum mond-
hellen Himmel empor. Unten plätscherten und zerschellten die
trüben Fluten des Nils. Weitflatternd schwebte ein schwarzer
Nachtvogel daher, dumpf klagende Laute ausstöhnend.

Die ganze Natur war im Banne einer geheimnisvollen,
tobbringenden Trauer.

Noch lange, lange Jahre danach erinnerte sich Winfried
mit Schauern dieses Moments: der gespensisch aufragenden
Zypressen, der aufgereißten Nilfluten, des daherschweben-
den, klagenden Nachtvogels.

5.

Am äußersten Ende Kairo, dort, wo bereits der Wüsten-
sand seine Herrschaft beginnt, in nächster Nähe der Lehm-
hütten eines Fellahdorfes, stand ein kleines, einstöckiges Haus
— ganz eingebettet in stacheliges Kaktusgestrüpp.

Kein Namensschild zeigte an wem dieses einsturzbrohende
Häuschen gehörte. Auch waren die Vorhänge fast immer
zugezogen, ja, oft sogar die wurmfressigen Fensterläden ge-
schlossen, so daß ein zufällig Vorübergehender annehmen mußte,
das Haus sei unbewohnt.

Und doch war dem nicht so.

Wenn je einem Menschen eingefallen wäre, an der ver-
rosteten Glode zu ziehen, so würde er bald bemerkt haben, wie
die Türspalte sich behutlich öffnete und ein alter, struppiger
Frauentopf sichtbar wurde. Und ein Paar stehender schwarzer
Augen. Und eine Spitze, mit einer großen Warge gezierter
Nase — eine richtige Macbeth'sche Hexen-Physiognomie.

Heute lugte die gelbe Pergamentgesicht öfter als sonst
durch die Türspalte hinaus in die mondbeglänzte, stille Nacht,
wobei die buldigen, weißen Brauen sich jedesmal ärgerlich zu-
sammenzogen.

„Noch immer nicht!“ knurrte dann der zahnlose Mund
in den gutturalen Tönen des arabischen Volksdialekts.

Und krachend flog die Tür wieder zu.

Dann humpelte die Alte in die Küche und hastete mürrisch
an dem offenen Herdfeuer herum, auf dem der Kuskusu, das
arabische Nationalgericht — ein Gemisch aus Mais, Kame-
fleisch und Del — bruzelte. Oder sie steckte die Nase in das
danebenliegende Wohnzimmer, wo, unter einer qualmenden
Petroleumlampe ein dunkler Mädchenkopf sich über eine Näh-
arbeit beugte.

„Meine Herrin muß endlich essen — jawohl. Seit Mittag
hat sie keinen Bissen zu sich genommen. Und jetzt ist es ein
Uhr nachts,“ knurrte es dann ärgerlich aus dem zahnlosen
Mund ... „Auf den Vater warten, wozu? Der kommt
doch nicht mehr vor Tagesanbruch ... Jh, Herrin, ih! Der
Kuskusu steht schon fünf Stunden auf dem Feuer.“

Der dunkle Mädchenkopf hob sich ein wenig bei den ein-
dringlichen Worten der Alten.

Es war ein Kopf von frappierender Schönheit.

Ueber großen, nachtdunklen Augen wölbten sich feing-
zeichnete, über der geraden Nase fast zusammengewachsene
Brauen. Der Teint war alabasterweiß, mit einem malten
Schauf ins Bräunliche, ohne jede Spur von Röte. In schweren
Wellen legte sich das schlicht geschittelte, blauschwarze Haar
um die schmale, hohe Stirn, im Nacken einen dicken Knoten
bildend.

102

„Ich habe noch keinen Hunger, Hallun!“ Rang es mit tiefer, wohlklingender Stimme vom Nähtisch her im reinsten arabischen Idiom.

„Doch, meine Herrin muß essen!“ beharrte die Alte. Langsam erhob sich die hohe Mädchengestalt und ging direkt auf die Dienerin zu, um ihr das schwere Tablett aus den zitternden Händen zu nehmen.

„Du weißt, Hallun, du sollst solche Sachen nicht tragen. Deine Herzschwäche —“

„Bei Allah und dem Propheten, nein — das gibt die alte Hallun nicht zu!“ wehrte sich die greise Dienerin mit ihren schwachen Kräften. „Das ist keine Arbeit für meine Herrin. Wenn sie auch heruntergekommen ist und verarmt — durch Unglück und — na ja — so bleibt sie doch immer die Herrin, die feine Dame. Und eine Dame trägt kein Gefährt!“

„Du hast eine merkwürdige Auffassung von dem Begriff „Dame“,“ lächelte das junge Mädchen, indem die schlanken Finger mit liebevoller Gewalt das Tablett aus den wellen Händen der Alten nahmen. „Eine „Dame“ ist vor allen Dingen ein Weib mit echt weiblichem Empfinden. Sie kennt keinen falschen Stolz; sie ist stets liebevoll, nie aber grob oder unhöflich. Sie spricht nie laut, sondern mit etwas gedämpfter Stimme, die beruhigend auf die Nerven wirkt. Kranke und Bedrückte kommen zu ihr, um sich Rat und Trost zu holen. Und sie spendet beides in reichstem Maße; denn sie ist selbstlos, und ihr Glück besteht darin, sich ihren Mitmenschen nützlich zu machen ... Sieh, liebe Hallun, ich könnte dir noch manches sagen über das Wesen der „Dame“, wie ich mir diesen Begriff denke, aber du würdest mich vielleicht nicht ganz verstehen. Jedoch das begreifst du sicher: eine solche „Dame“ würde niemals zu hochmütig sein, um für eine alte, brave, treue Dienerin, die vor Müdigkeit fast umfällt, eine kleine Arbeit zu verrichten. Oder meinst du doch?“

Die alte Araberin hatte sich auf eine Ecke eines Stuhles gesetzt von wo aus sie mit offenem Munde den sanften, melodischen Worten ihrer jungen Herrin lauschte. Ihre schwarzen Augen drückten grenzenloses Erstaunen aus.

Jetzt schlug sie beide runzelige Hände über dem Kopf zusammen.

„Bei Allah — meine Herrin ist immer anders, wie andere Leute! Manchmal denk' ich, sie gehört gar nicht auf unsere Welt. Eine „Dame“ muß hochmütig sein und auf ihre Dienstboten schimpfen und standalisieren; meine Herrin aber ist immer sanft und lieb — der reine Engel!“

Beißes Lächeln umspielte Sibylls el Bahadurs stolze, herbe Lippen.

„Nehme mich, wie du willst, liebe Hallun! Andern wirst du mich doch nicht. Jetzt bleibst du schön da sitzen, während ich den Tisch dede. Verstanden?“

Kengstlich rückte die Alte nach der Mitte des Stuhles, faltete die dünnen Hände über den spitzen Knien und gudte ihrer jungen Herrin zu.

Sibylls Bewegungen waren langsam und harmonisch, von fest klassischer Ruhe. Wie sie jetzt mit festem und doch elastischem Schritt ab und zu ging, das Tisch Tuch auf den runden Tisch breitete, Teller, Messer und Gabeln holte und die dampfende Schüssel mit Ruskusu hinstellte — man hatte die Empfindung, als bereiteten die schlanken Hände etwas ganz besonderes und nicht ein solch alltägliches, profaisches Geschäft, wie das Tischdeden.

Das Lächeln war bereits wieder von ihrem Gesicht geschwunden. Wieder lagerte der herbe, schmerzliche Zug um die feinen Lippen.

„Wo der Herr nur bleiben mag!“ murmelte die Alte, indem sie schwerfällig aufstand und hinter dem gezogenen Fenstervorhang auf die Straße spähte. „Schon seit Mittag ist er weg, ohne zu sagen, wohin.“

Sibyll antwortete nicht. Widerstrebend setzte sie sich an den Tisch, um allein ihr frugales Abendessen einzunehmen, mit dem sie bereits seit neun Uhr auf den Vater wartete.

Da plötzlich — schrilles Läuten an der Haustür.

Sibyll sprang empor. Sie kannte dieses hastige, ungeduldige Läuten; aber heute erschien es ihr besonders schrill.

Gleich darauf betrat ein schwächlicher, in einen schwarzen Dolman gehüllter Mann das Zimmer, den Turban tief in die Stirn gedrückt.

„Vater! Lieber Vater!“

Sie flog auf ihn zu, herzte und küßte die runzeligen

Baden und strich zärtlich mit ihren schlanken Fingern über die gefurchte Stirn.

„Wie lange Du geblieben bist, Vater! Wo warst du?“ Keine Antwort.

„Ich ängstige mich um dich. Du siehst so bleich aus, lieber Vater. Was fehlt dir?“ Keine Antwort.

„Komm, nimm rasch einen Löffel Ruskusu zu dir! Es steht gerade bereit!“

„Mag nichts essen! Nur trinken! Tee her!“

Rasch bereiteten Sibylls flinke Hände auf einer kleinen Spiritusflamme das aromatische Getränk.

Der Mann hatte sich wieder in düsteres Schweigen gehüllt. In eine Ecke des alten Divans gedrückt, starrte er finster vor sich hin, während sein Körper trotz der Schwüle zusammenschauerte wie im Fieberfrost.

„Hier hast du deinen Tee, lieber Vater. Er wird dir gut tun.“

Hastig stürzte der Mann drei Tassen des heißen Getränkes herunter, indes Sibyll den Eßtisch abräumte, dazwischen immer wieder unruhig hinüber nach dem Greisenhaupt blickend, das schwer in die hohle Hand gestützt, vor sich hinbrülete.

Als der Tisch geräumt war, trat sie leise von rückwärts auf den alten Mann zu, schlang beide Arme um seinen Hals und legte ihre weiche Wange an seine verunzelte Wade.

„Vater! Lieber Vater! Du hast wohl noch gar nicht gesehen —? Gud doch mal dort hin!“

Sein Blick folgte ihrem ausgestreckten Zeigefinger und blieb an einem an der Wand hängenden, verhüllten Bild haften, das von einer dicken Blumenguirlande umgeben war.

„Der guten Mutter Geburtstag! Dein erster Blick bei deiner Heimkehr sollte auf ihr geschmücktes Portrait fallen,“ fuhr Sibyll fort, indem sie den das Bild verhüllenden Schleier hob.

Ein entzündendes, tiefbrünettes Frauenbildnis lächelte neckisch aus der Schleierwolke hervor.

Es war, als ob dieses leuchtende Antlitz dem düstern Zimmer plötzlich Farbe und Glanz verlieh. Im Schnitt der Züge und in der Farbe des Haares und der Augen glich es auffallend dem ernstesten Mädchen, das mit stiller Andacht zu ihm emporblickte.

Und doch — wie anders war der Ausdruck!

Alles an dem Frauenbildnis dort an der Wand lächelte, es lächelte der kleine, blutrote Mund; es lächelten die sanft gerundeten, bräunlichen Wangen; es lächelte das zarte, mit einem Grübchen gezierte Kinn ...

Vor allem aber lächelten die Augen. Diese abgrundtiefen, feurigen Augen, die dem Beschauer ins Herz zu brennen schienen und ihm — ein Trid das Malers — folgten, von welcher Seite er das Bild auch betrachtete mochte.

Noch immer hing Sibylls wehmutsvoll verschleierter Blick an dem teuren Antlitz.

Plötzlich — täuschte sie sich? Oder traf wirklich soeben ein eigentümlicher Ton, halb Stöhnen, halb Aufschluchzen, ihr Ohr?

Erschrocken wandte sie sich nach dem Vater um.

Der sah noch immer auf demselben Fleck. Aber jetzt hatte er beide Arme auf den Tisch gelegt und den Kopf dorein vergraben. Der Turban war von den langen, weißen Locken herabgeglitten und lag achlos am Boden.

Rasch eilte Sibyll zu ihm hin.

„Vater! Vater! ... Lieber guter Vater! Was hast du nur heute? Sieh doch das Bild der Mutter an! Sieh nur, wie schön sie war!“

Langsam hob er den Kopf.

„Ja ... sehr schön —“ rang es sich mühsam aus seiner Kehle.

„Und — wie lieb und gut!“

„Ja, sehr lieb und — gut.“

Wieder versank er in Schweigen und den ihn angstvoll beobachtenden Augen der Tochter erschien es, als wäre der geliebte Vater als ein anderer nach seiner halbtägigen Abwesenheit zurückgekehrt.

„Geh schlafen!“ befahl er plötzlich kurz. „Hallun soll alles in Ordnung bringen. Ich erwarte im Laufe des Vormittags Besuch.“

„Besuch? ... Wen denn?“

„Einen Herren.“

(Fortsetzung folgt.)

100

Sonntagsbetrachtung

Am 3. Sonntag nach der Erscheinung.

„Ich bin ein Mensch, der Obrigkeit untertan, und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich sage zu einem: Gehe hin! so geht er; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Tue das! so tut ers“. (Matth. 8,9).

Es ist eiserne Disziplin, die der römische Hauptmann zu Kapernaum hier schildert, Autorität und Gehorsam. Auch wir kennen sie und hatten sie. Diese eiserne Disziplin war es, die unser Heer und Volk zusammenhielt und stark machte und siegen ließ. Als sie fiel, da brach unsre Kraft und Macht, da brach das deutsche Reich zusammen. Leider hat diese Disziplin zu Mißbräuchen geführt. Trübe Bilder haben die Berichte unserer Feldgrauen und die Prozesse der Kriegsgerichte entrollt. Wir dürfen und wollen sie nicht verallgemeinern. Wir glauben, daß sie in unseren nach Millionen zählenden Heeren Ausnahmen bilden, stehen ihnen doch zahlreiche schöne Zeugnisse echter Kameradschaftlichkeit, väterlicher Fürsorge, teilnehmenden Mitgeföhls, leuchtenden Vorbilds gegenüber. Erschwerend hoch sind die Verlustzahlen besonders beim aktiven Offizierkorps in diesem Kriege gewesen. Der Erfah war naturgemäß nicht immer wie er sein sollte.

Zerstören ist leicht. Ersetzen ist schwer. Wie wäre die straffe Organisation der Gewerkschaften, wie wäre der fast unblutige Verlauf der Revolution möglich gewesen ohne Disziplin? Doch die Anzeichen mehren sich, daß der Geist der Disziplin gewichen ist. Überall nimmt man sie wahr. Gesetz und Sitte werden skrupellos mit Füßen getreten. Lüge, Diebstahl und Betrug, Nemtersucht und Gewalttätigkeit sind gang und gäbe. Das Verhalten der Jugend in Haus, Schule, Beruf, Verkehr, die es eigensinnige, widerwillige, unbotmäßige, genußsüchtige, verschwenderische, rechthaberische Auftreten gibt zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß. Disziplin muß sein in Familie, Gemeinde, Staat. Gehorsam, Unterordnung, Selbstverleugnung, Entsagung sind nicht elende Knechtstugenden. Ohne Autorität, ohne Unterordnung und Gehorsam wird es nie und nirgends abgehen, so lange die Menschen verschieden sind, solange es Böse und Gute, Einsichtige und Törichte gibt. Die Autoritäten wechseln freilich; aber die Autorität bleibt, muß bestehen bleiben, solange es Menschen gibt; sie nur ermöglicht ein geordnetes, glückliches Zusammenleben. Die Autorität muß jedoch die rechte Autorität werden, weise, gerecht und milde walten, und der Gehorsam soll der rechte Gehorsam werden, nicht aus Zwang, sondern freiwillig; in Selbstzucht untertan sein. So werden beide nicht mehr im Verhältnis von Herr und Knecht, sondern von Vater und Kind zu einander stehen und Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht mehr ausschließen.

Darum fordern wir die sittliche Umwandlung und Erneuerung der Herzen, fordern, sittliche Ordnung und gegenseitige Achtung als den wahrhaft sozialen Geist. Nicht von außen, sondern von innen her muß die Selbstzucht gebrochen und überwunden werden, indem wir dem Geiste und der Liebe Jesu Christi unsere Herzen öffnen. Wahre Disziplin kommt aus einem geheiligten Herzen, aus einem Glauben, der sich bewußt, überzeugt, freiwillig Gott unterordnet. In ihm werden wir treu zusammenstehen und unsre Pflicht tun zum Wohle der Gesamtheit. Dieser Geist allein kann und wird uns retten, der Geist wahrer Disziplin, der Geist des Evangeliums.

Nun sie heimkehren . . .

„So! Sieben Jahre lagen hinter mir, sieben schwere Jahre, und wenn ich auch jetzt im ganzen lustig davon erzählt habe, sie lagen mir damals schwer wie Zentnersteine auf dem Herzen; in diesen Jahren war nichts geschehen, mir vorwärts zu helfen in der Welt, und was sie mir möglicherweise genügt haben, das lag, tief unten im Herzen begraben unter Haß und Fluch und Grauen; ich mochte nicht daran rühren; es war, als sollte ich Gräber aufreißen und sollte meinen Spah mit Totenknochen treiben. Und was lag vor mir? Eine Heide mit Sand und Tannenbusch . . . Wo ich hinlief — keine Aussicht. Auch die Menschen waren anders geworden. Mancher hatte mir eine freundliche Hand

hingereicht, aber im ganzen stimmte ich nicht mehr mit ihnen zusammen. Mir war zumute, wie einem geklappten Baum, und um mich herum standen die andern und grüntem und blühtem und nahmen mit Licht und Luft weg.“

Dieses erschütternde Fazit siebenjähriger „Festungszeit“ hat Friedrich Reuter gezogen, Märtyrer des politischen Kampfes um ein freies, einigtes Deutschland, ohne darin auch nur auf besonders exponiertem Führerposten gestanden zu haben. Und Zeit seines Lebens haßte ihm wie ein Pfahl im Fleische die unheilvolle Wirkung des Bekäubungsmittels gegen ihre qualenden Stunden an. Seine Eltern wie die manchen Alters- und Studiengenossen verzweifeln über dem Sohne, dem durch sorgfältige Ausbildung der Lebensweg hatte ebnnet werden sollen; nicht jeden entriß dann ein so seltenes Talent, wie es in dem mecklenburgischen Volksdichter während seiner „Stromzeit“ spät und reif hervorbrach, völligem Zusammenbruch.

Die Geschichte hat die unsinnigen Verfolger und Vernichter lauterer Jugendbegeisterung gebrandmarkt. Sie ist heute ebenso auf dem Weg, die zu verdämmen, welche die um ihres Vaterlandes willen Gefangenen unnötig gequält und ihre Leiden mit gesuchter Bosheit verlängert haben: auch diese Unglücklichen muhten ihren „Spah mit Totenknochen treiben“. Aus der mordenden Schlacht von harten Feindesarmen empfangen, auf trostlosem Kampffeld zu gefährlichen, ekelregenden Arbeiten gezwungen, von der „Stachelbraut-Krankheit“ innerlich wund, haben sie die häßlichen und entsetzlichen Bilder des Vertilgungskrieges ungebroschen weiterbelastet, die im Gemüt längst heimgekehrter Waffenbrüder unter etwas freundlicheren Eindrücken und Aufgaben verblassten konnten. Die Schwere der Einsamkeit, das härteste Motiv menschlicher Sterbestunde, hat sich ihnen zu unendlicher Kette verschärft, einschneidender noch als die, an welche argwöhnische Wächteraugen und spitze Bajonette ständlich mahnten. Nur unter Genossen gleichen Leidens mußte ihnen das ganze Bild des Lebens, das manchem Jungen erst sich enthüllen wollte, zu mildebloßer Unglücksnacht sich witen, gegen die es kein Wehren gibt.

Nun lehren sie endlich heim, auch aus Frankreich, das die meisten wider Recht und Völkersitte der Freiheit beraubt hielt. Wie vieles finden sie verändert, wovon ihnen nur dunkle Kunde kam, an den allgemeinen Verhältnissen wie im Persönlichsten. Manchem wird es schier gehn gleich dem „Wanderburschen mit dem Stab in der Hand“, den Freund und Geliebte nicht erkannten oder anerkannten, nur die Mutterliebe. Die Nächsten sind ihnen entfremdet, Gewerbe und Handlung eingebüßt, beinahe verlernt, die guten Plätze besetzt. Da gilt es ihnen helfen, sich zurechtzufinden, damit nicht gar die brünstig ersehnte Heimat ihr trauriges Schicksal im doppelten Fluch enden lasse, mit dem sie ihr fluchen, wie das Vaterland bei seinem Wiederaufbau untauglichen Bürgern und Arbeitern. Immermann hat uns in dem Roman „Die Epigonen“ einen solchen Vermissten geschildert, der verspätet aus den Napoleonischen Kriegen ins Elternhaus kehrte, zum Unfegen; ähnlich erschütternde Tragödien bietet die Weltliteratur in Balzacs totgegläubtem „Oberst Chabert“ und Tennysons „Enoch Arden“. — Als der Krieg endete, mochte für manchen Mangel an Rücksicht gegen die Demobilisierten die Entschuldigung ziehen, daß ihrer gar zu viele seien; 400 000 können 60 Millionen leichter helfen. Nicht bloß von Staats wegen, der für die Opfer seine Sache „sorgen mag“. Es handelt sich auch nicht um schnell fertige „Wohltat“ oder geschwähiges Mitleid, sondern um eine Atmosphäre beständigen Mitempfindens, die mit Ermunterung und Nachsicht, Tat und Rat die Heimgekehrten brüderlich und behutsam umfassen soll.

Dr. E. B.

Der alte Müller

(Aus Mehmed Emins „Anatolischen Dorfgeschichten“ überleht aus dem Türkischen von Rudolf Virus*).

Ein Nares Bergbächlein murrem am Saume des dunkeln Waldes dahin, munter springt es über bemoostes Gestein, und es schillert in tausend grünlichen und rötlichen Farben. Die ziegelgebaut, uralte Dorfmuhle dreht daran unermüdtlich plät-

*) Mehmed Emin ist der bedeutendste unter den noch jetzt lebenden türkischen Dichtern.

schmend ihre Räder. Dorthin habe ich meine Schritte gelenkt und ich sehe den Mühlburschen, wie er seinen Tieren, die ihre Gloden am Halse schüteln, ihre Lasten abnimmt und in die Mühle trägt. Nach dem Müller, meinem alten, guten Bekannten frage ich ihn. Da habe ich den jungen Burschen an einer schmerzenden Wunde berührt; denn mit trauriger Stimme gibt er zur Antwort: „Ach, der gute Alte, es ist mein Onkel gewesen ... Der liebe Gott schenke Euch ein langes Leben, Herr ... Mein Oheim ist im letzten Winter gestorben.“ So spricht er.

Du guter, alter Mann! Drei Jahre sind's her, da verbrachten wir zusammen unter des Weidenbaumes kühlen Schattten so manchen schönen Sommermorgen, so herzlich nahe einander wie Vater und Sohn. Hier sahen wir wieder eines Vormittags. Er erzählte mir vom letzten russischen Feldzug und wies mir die Narben, die er damals erhalten hatte. In diesem Augenblick trat eine ältliche Frau an uns heran, in elende Lumpen gehüllt und barfuß. Sie legte einen kleinen, ledernen Sack, den sie auf dem Rücken geschleppt hatte, vor den Müller hin und begann, ihn mit flehentlichen Bitten zu bedrängen: „O Herr, seit zwei Tagen keinen Bissen genossen! ... Eine arme Mutter mit ihren hungernden Kindern ... ach ... mahlet mir, um Gottes willen, dieses bißchen Gerste!“ Der alte Müller kann diesem ergreifenden Flehen nicht widerstehen, er erhebt sich und das Säcklein aufnehmend, sagt er mit einem Blick in meine Augen und mit einem tiefen Seufzer: „O Armut! Das ist eine Wunde, die tiefer schmerzt als die Wunden, deren Narben ich dir vorhin zeigte!“

O guter Müller, mein teurer, alter Freund! Dort steht deine Mühle mit ihren vier Mühlsteinen, und sie dreht sich noch immer! Dort fließt der Restbach, und er rauscht noch immer! Das alles hast du und noch vieles andere zurückgelassen, bist allein fortgegangen. Und dennoch hast du eines mitgenommen an den Ort, dahin du gegangen, und wohin wir alle auch noch gehen werden: Die Dankgebete des armen Weibes und der armen Waisenkinder, Dankgebete, die mit dem Dampf des heißen Gerstenbrotes zum Himmel emporstiegen. —

Zeitgemäbes von E. M. Arndt

(Zur 60. Wiederkehr seines Todestags.)

Zu Weihnachten waren 150 Jahre verflossen, seitdem der Bauernsohn, Dichter und Geschichtsprofessor Arndt auf Rügen geboren wurde; am 29. Januar 1860 ist er in Bonn gestorben. Seine Persönlichkeit und seine Schriften werden immer ein Kraftquell deutschen Wesens bleiben. Jetzt, da Deutschland wieder in tiefster Erniedrigung schmachtet, wie einst unter Napoleon, gilt vielfach, was Arndt damals im zweiten Teil seines „Geist der Zeit“ ausführte. Er fragt: „Wie ist das alles so geworden? Und er erkennt die deutschen Sünden als die giftigen Wurzeln des Todes: die Zwietracht, die Schläfheit, die Genußsucht, kalten Verstand, feiges Gefühl, ohne den heißen Sporn der Tat, ohne den Todesmut, der alles für das Vaterland hingibt. Besonders scharfe Pfeile schleudert er gegen die geistigen Führer des Volkes, die Gelehrten, die Denker, die Schriftsteller, die berauscht vom Gedanken an eine Allweltsbildung, Allweltsfreiheit, Allweltsbürgertum den nächsten von Gott angewiesenen Beruf vergessen, das Deutsche zu pflegen, deutsch zu sein in Sinn, Wort, Sitte, Gesetz und Freiheit. Am schärfsten greift er diejenigen an, die das gegenwärtige Unglück als etwas Gutes, Heiljames, Göttliches darstellen. „Laß den Satan von der Hölle herausfahren und König der Deutschen werden, sogleich werden hundert und tausend Federn in Bewegung sein und aus allen möglichen Gründen mit Vorder-, Hinter- und Mittelstücken, ja, womöglich mit Hinterhinter- und Bordervorderstücken beweisen, daß es ein Glück der Welt und besonders ein Glück des deutschen Volkes ist, daß Herr Satanas ihm das Regiment über die belieben läßt.“ Arndt erinnert dagegen an die große deutsche Vergangenheit, wo „die Menschen nichts lieber hatten als Freiheit und Unabhängigkeit, als eigenes Recht und eigene Sprache, als Sitten und Weisen, die bei ihnen geboren und ihnen gleich waren; es war noch die Zeit, wo der Mann verabscheut war, der seine Waffen wegwarf und litt.“ Er konnte nicht glauben, daß ein solches Volk auf die Dauer unter der Knechtschaft bleiben werde. Gott

könne es wieder erhöhen, wenn es nur, geläutert durch die furchtbare Demütigung, sich wieder selbst emporraffe. Mit grimmigen Worten wendet sich Arndt gegen Napoleon, vor dem sich so viele beugten. Wohl kann er nicht entscheiden, wozu der Tyrann gesandt ist. „Ich weiß auch nicht, was die Vorsehung mit dem Schlangenzahn und dem Krokodilsrachen will.“ Aber gewiß ist ihm: „Wenn die Arbeit getan ist, wird die Vorsehung ihr Instrument zerbrechen.“ Er hat den Sturz Napoleons bald erlebt. Das ist das Große an Arndt, daß er in Zeiten tiefster Erniedrigung, als viele an einem neuen Aufstieg zweifelten, in glühenden Worten seine Hoffnung in die Zeit hineinrief: „Noch einmal, deutsche Männer und Handelsleute, ein Wort des tiefsten Ernstes zu euch! Gefindel wird schreien gegen mich — dummes, mattes, deutsches Gefindel wird schreien über den sprudelnden Tollkopf und hinverbrannten Phantasten. Aber soll ich alles für Aberwitz halten, was ich deutsch geredet habe? Soll ich meinen Stolz, meine Zuversicht aufgeben auf mein Volk? Nein, das kann ich nicht. O ihr Deutschen, geliebte Landsleute und Brüder, zu euch spreche ich ein ernstes und letztes Wort, das Testament meines brechenden Herzens, die letzte Stimme einer unendlichen Liebe. Dahin strebe das Leben, dahin die Erziehung, damit unsere Söhne die Freiheit wiedergewinnen, die wir dumm hingegeben haben. Ist euer Ohr taub für die warnende Stimme der Zeit, für das Jammergeschrei eines zerrissenen Vaterlandes, für die Klage der Freiheit, welche Sklaverei fürchtet, so verachte ich euch auf das Tiefste und werde mich selbst und eure Sprache und die Stelle, wo ich geboren bin, zu vergessen suchen.“ Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm, so hat Vater Arndt immer mit Segen im deutschen Volke gewirkt und hat auch unserer Zeit noch vieles zu sagen „wie ein gutes, altes, deutsches Gewissen“, als das sich im Revolutionsjahr 1848 der Achtzigjährige mit Recht selbst bezeichnet hat.

Liebe zum Heim

Von Anna Dix.

Dein Heim wird dir lieb, wenn nach Möglichkeit alles, was dich darinnen umgibt, eine freundliche Erinnerung in dir auszulösen vermag. Sei es, daß du die Gegenstände des täglichen Bedarfs von lieben Menschen ererbt oder zum Geschenk erhalten habest, oder daß du selbst sie dir mit Nachdenken und Sorgfalt erwardest.

Dein Heim wird dir lieb, wenn gute Bilder von seinen Wänden schauen. Künstlerisch wertvolle Wiedergaben großer Werke sind auch für wenig Geld zu haben. Es brauchen ihrer nicht viele zu sein, — aber einige, mit Liebe gewählte gediegene Blätter in unaufdringlichen Rahmen teilen dem Raume erhöhtes Leben mit.

Lieber noch wird dir dein Heim, wenn neben dem Ruheplatz, den du nach Feierabend einnimmst, stets ein gutes Buch liegt, das du nur aufzuschlagen brauchst, um dich innerlich zu bereichern. Wer keine besonderen Lieblingschriftsteller hat, greife zu guten Auswahlmengen aus Dichtern, werken und Aussprüchen großer Menschen. Jede gut geleitete Buchhandlung weist solche nach.

Besonders lieb wird dir dein Heim, wenn du ab und zu einen oder einige Freunde bei dir siehst zu herzlicher Unterhaltung, — zu vereintem Genuß der Traulichkeit deiner Klausel; auch wenn du zuweilen einem anderen müden Menschenkinde, das es vielleicht weniger gut hat, als du, ein Ausrufen bei dir ermöglichst.

Laß uns danach streben, daß unser Heim uns lieb sei. Je zufriedener und geborgener wir uns darinnen fühlen, desto unabhängiger machen wir uns von der unberechenbaren Außenwelt.

Aufwärts

Von Karl Röhrig.

Nein, nicht abwärts will ich sehen,
Abwärts sinken, abwärts gleiten,
Aufwärts, vorwärts will ich gehen
Und einst hohen Hauptes stehen
Vor dem Meer der Ewigkeiten.